

Alice Brito
Die Frauen der Fonte Nova

Alice Brito
Die Frauen
der Fonte Nova

Roman

Aus dem Portugiesischen von
Markus Sahr

Weidle Verlag

Erster Teil

Eine Flasche Moscatel

Die Stadt wäre jenes Jahr, wenn sie gekonnt hätte, in einen langanhaltenden, tiefen Schlaf gefallen, denn trotz aller Verwünschungen und Flüche, die sie gegen den Winter ausstieß, wollte er nicht weichen. Der Himmel glich einem Speicher an finsternen Wolken, die sich unaufhörlich entleerten.

Die Tage kurz, die Sonne im Exil, eiskalter Regen, blindmachender Nebel, Frostbeulen an Händen und Füßen, und draußen auf den Leinen wurde die Wäsche nicht trocken. Es war das getreue Abbild winterlicher Tristesse, unter der die Menschen litten. Doch die Verzweiflung kam auch aus dem Inneren. Die Stadt war im Winter eben trostloser, die Männer fuhren nicht aufs Meer hinaus, und die Fabriken erhielten wenig oder keinen Fisch. An solchen Tagen war alles Urbane verschwunden. Ganz selten wagte eine noch unerfahrene Sonne, an den neuralgischen Punkten der Stadt ein paar sanfte Küsse zu verteilen. Doch sie besaß weder genügend Kraft noch Wärme, um die Stadt aus der Stagnation zu reißen, zu der Kälte und schmerzliche Feuchtigkeit sie zwangen. Bis auf die Knochen lag die Stadt mit dem Winter im Krieg.

Auf die kalten Tage folgten eisige Nächte.

Der Wind schnitt wie kurze, wilde Scherenhiebe.

Damals war es eine ernste Stadt, ihre Haut schwielig, erstaunlich ruhig angesichts ihrer prachtvollen Avenida, eine immer wieder vertröstete, traurige wie arme Stadt, die unter der Arroganz von außerhalb litt. Mit unterdrücktem, beinahe unmerklichem Groll ertrug sie alle Beleidigungen und schluckte insgeheim jede Demütigung.

Die Augen stets auf eine erlösende Zukunft gerichtet, die doch einmal kommen musste, war die Stadt, trotz allem, durch die Erwartung aufgewühlt.

Eine Stadt voller Narben, die sie schweigend zur Schau stellte, auch an den Tagen größten Zorns. Anschließend schrie sie, schrie, bis sie vor Erbitterung keine Stimme mehr hatte. In diesen Augenblicken größten Kummers verfiel sie in eine schmerzliche Litanei, was für ein beschissenes Leben, versagte sich ihre Gefühle und vergaß ihre Träume. Verlor den Mut.

*

Es war an einem dieser achtlosen, schlammverdrehten, kümmerlichen Tage, schauerhafte Kälte kroch durch die Mauern, an dem die mobile Friseurin ihr in der Schule einen Bürstenschnitt verpasste. Sie hatte üppiges braunes Haar, reichlich gefüllt mit Läusen und Nissen.

Das Mädchen weinte, doch mit einer so unverkennbaren Wut und solcher Würde, dass die Mutter, dem Leid ihrer Töchter gegenüber achtlos in der Regel, dem endgültigen Abgang von der Schule zustimmte.

Die Szene hatte sich auf dem dämmrigen Flur abgespielt. Dort hatte man einen Tisch hingerückt. Auf dem Tisch lagen Scheren, Kämme, Handtuch und stand eine Schüssel. Daneben wartete ein leerer Stuhl auf das nächste Opfer. Schlange stehend warteten die kleinen Schülerinnen im Kittel auf die rigorose Inspektion ihrer Haare durch eine Frau, die ihnen wie eine Krankenschwester erschien, geschützt, wie sie war, durch den weißen Kittel aus Serge.

Die Köpfe wurden herangenommen, hin- und hergewendet und mit feindseligem Eifer von den wulstigen Fingern der dicken Frau durchsucht.

Ängste, Scheu und verletzte Schamgefühle kamen in dieser lagerähnlichen Umgebung zum Vorschein, einem Raum der Demütigung, der eigens zu diesem Zweck erdacht war.

Stumm und verschüchtert wartete sie in der Schlange, bis die Reihe an ihr war. Die Augen sondierten die Möglichkeit zur Flucht und mussten erkennen, wie unwahrscheinlich es war, sich davonzumachen, ohne entdeckt zu werden. Sie wusste, was dann folgen würde.

Die Episode des brutalen Zwangshaarschnitts sollte sie für den Rest ihres Lebens begleiten, eine hin und wieder heftig pochende Erinnerung.

Noch immer hörte sie den kreischenden Monolog von damals, Dona Idalete, feist und glänzend, das ist ja Ross-haar, halt still, sonst fängst du dir eine mit der Schere, kann mir denn niemand helfen, die lässt mich nicht, halt still, was für ein widerspenstiges Luder ... Zwei beigeordnete Lehrerinnen waren dazugekommen, und eine hält sie noch heute an den Armen, und sie krümmt sich vor Angst, wenn du in meiner Klasse wärst ...

Die Direktorin, urplötzlich aus ihrem Arbeitszimmer aufgetaucht, machte der Sache mit gezielten Ohrfeigen ein Ende, die Hand in einem nicht enden wollenden, genau berechneten Hin und Her, verbissen, rhythmisch im Austeilen klatschender Hiebe. Alle wohnten der Szene bei, eine höchst seltsame Stille machte sich breit, eine Mischung aus Angst und beinahe schmerzlichem Vergnügen.

Von ihr selbst kein Laut.

Es war die Lehrerin, die angerannt kam und das Mädchen vor der Fortsetzung des Massakers bewahrte, genug jetzt, um Gottes willen.

Sie beruhigte sich, nur Ströme von Tränen rannen weiter auf den Kittel, den sie von einer Nachbarin geerbt hatte. Noch immer barfuß.

Dem völligen Kahlschnitt war ein noch stärkeres Haar entgangen, das sie bis ans Ende ihrer Tage pflegte.

Bis zum Eintritt in die Fabrik mit zwölf Jahren hatte sie als Schneiderin gearbeitet. Als Hilfskraft. Sie wusch die Wäsche im Haus der Kundschaft, die kleinen Finger nähten Knöpfe an, entfernten die Fäden der Heftstiche, bei allem, was nötig war, half sie. Ohne Lohn. Hin und wieder ein paar *tostões*, ein paar Münzen.

Als sie zwölf Jahre alt wurde, war es so weit. Ab in die Fabrik!

Den Frauen raubte die Fabrik ihre Kindheit und ihre Unschuld, sie verhalf ihnen allenfalls zu einem atavistischen Überlebensinstinkt angesichts des lauernden Blicks der Direktion. Sie fürchteten die Stimme einzelner Lakaien ihrer Brotherren, die Macht besaß, und wussten jederzeit wachsame Augen auf sich gerichtet und sich zur Arbeit angehalten.

Noch besaß der Rhythmus in der Fabrik nicht den spezifischen Arbeitstakt eines Taylorismus, doch er war rücksichtslos und effizient genug.

Oft kniffen sie die Augen zusammen, um die Tränen zurückzuhalten, wenn sie wieder einmal ordinär beschimpft und aus reiner Schikane bestraft worden waren. Lohnabzüge, Schreie und Flüche waren der Alltag in der Schule des Fisches, begleitet von brütender Hitze im Sommer und einer elenden Kälte im Winter, vom aggressiven Lärm der Maschinen und der allgegenwärtigen Angst, die einen überfiel, sowie man hereinkam, und blieb, bis man wieder draußen war. Vom Gestank erst gar nicht zu reden ...

In der Fabrik, in der Maria João arbeitete, erschien der Besitzer fast jeden Tag. Groß und breitschultrig, brachte er den Frauen eine so offensichtliche Verachtung entgegen, dass sie sich, ohnehin klein, beim Vorübergehen dieses Monsters an Arroganz noch kleiner machten und duckten.

Senhor Lefaible gehörte zu den sentimental Schurken des Faschismus, die begeistert waren von den Berichten nationalistischer Exzesse in Spanien. Er verfolgte die Ereignisse des Spanischen Bürgerkriegs in allen Einzelheiten und betete aus Überzeugung für den Sieg Francos.

Die spanischen und portugiesischen Faschisten waren genuine Brüder und in ihrer Niedertracht solidarisch. Sicher wird die Geschichte in ihrem Album schäbiger Erinnerungen irgendwo die Fotografie aufbewahren, wo die Hände beider Regimes ineinander verflochten sind, des Estado Novo und des Franco-Regimes, das aus diesem Krieg hervorgehen wird, die beiden Diktatoren derart miteinander befreundet, dass sie stets glaubten, der andere werde ihn bescheißen. Salazar nutzte das Gespenst einer aufgeschobenen Invasion für sich, der andere, klein und böse, düsterte nach Blut.

Dem Franzosen Lefaible hatte Portugal Geld verschafft, dazu Macht, Muße und wohlriechende Frauen, nicht diesen Müll an Kreaturen zwischen den Arbeitstischen, wie er böseartig und verächtlich zu sagen pflegte. Die Stadt – eine gute Stiefmutter, aber eine schlechte Mutter. Noch heute heißt es so.

Der Sohn des Franzosen war ein Schatten, der in der Fabrik herumschlich, absolut belanglos in den Augen des

Vaters, eines egozentrischen Despoten, der alle und alles demütigte und auch den Sohn von keiner Kritik aussparte. Wann immer er konnte, schüttelte er mit dem Anschein stillen oder ausdrücklichen Tadels den Kopf und setzte die Arbeit des Sohnes herab, machte ihn schlecht und sprach verächtlich von ihm, der, nebenbei bemerkt, keine große Leuchte war. War der Vater zugegen, wirkte der Sohn des Franzosen gehemmt, doch war der Vater einmal nicht da, versuchte er, es ihm gleichzutun. Ein Widerling also, ein mieser Typ. Er hieß Pierre.

Sie war es, der man die Schuld gab. Es war sie, die sich an ihn herangemacht hatte, sie, die aufreizend vor ihm herumstolz war, die elende Schlampe, was hatte sie eigentlich erwartet ...

Sie konnte niemandem erklären, dass der fast vollständig entwickelte Körper, den der Franzose bestiegen hatte, gerade einmal vierzehn Jahre alt war, vierzehn völlig einsam zugebrachte Jahre, ohne jede Zärtlichkeit, von woher auch, dafür reichlich Prügel und nicht selten Verzweiflung. Vierzehn Jahre, das rechte Alter, ein noch mädchenhafter Körper, doch der einer Frau schon, eine straffe, üppige Brust, die Rundungen da, wo sie sein sollten.

Sie hatte noch so oft sagen, laut schreien und wiederholen können, dass der Sohn des Franzosen sie gezwungen hatte, ihr Moscatel eingeflößt hatte, also war sie auch noch besoffen gewesen, ein ganzes Jahr lang hatte sie die Beine für ihn breit gemacht, und jetzt kam sie mit Ausreden.

Mit besonderem Ekel erinnerte sie sich, wie gierig Pierres Blicke an ihren Brüsten und Beinen, den Umriss ihres Körpers entlanggewandert waren, an die billigen Scherze, die

er ihr zugerufen und die sie als sexuelle Anspielungen nicht durchschaut hatte.

Der Franzose war nahezu dreißig, alt also im Vergleich zu ihr, dazu noch der Sohn des Brotherrn.

Eines Tages hatte er sie am späten Nachmittag ins Büro gerufen. Das Büro sei schmutzig, sie sollte es saubermachen. Da stand eine Flasche, auch ein Glas, und was dann geschehen war, hatte sie sich über tausend Mal in Erinnerung zu rufen versucht.

Die Mutter lag krank im Bett, sehr krank und niedergeschlagen nach dem kürzlichen Tod ihres Mannes. Maria João brachte als Einzige etwas Geld nach Hause.

Es war ein Tag mit viel Fisch, und noch immer standen Frauen in ihren Bankreihen. Als sie zurückkam, halb ohnmächtig, verschwitzt und rot im Gesicht, zitternd, vollkommen fassungslos, angeekelt und schwindlig, noch immer um Atem ringend, sahen die anderen sich gegenseitig an, mit diesem Blick geprügelter Weiber, Augen, die schier überquollen von schweigenden Verdächtigungen.

Später wurde sie noch oft zum Saubermachen ins Büro gerufen. Ein Tag, an dem der alte Charles unterwegs war oder früher gegangen, war unfehlbar ein Tag zum Saubermachen.

Eine der Vorarbeiterinnen erzählte der Mutter in Andeutungen, worüber man tratschte, was alles so in der dicken Luft der Fabrik hing.

Der einzige Lebensunterhalt. Die Mutter glaubte es nicht.

Nach ein paar Monaten hatte der Franzose schon seinen Hunger gestillt. Nun war er auf eine andere scharf. Maria

João diene ihm seither als bloßes Ventil für seine neue, noch ungestillte amouröse Wut. Nicht sie war es, in die er einging, gewaltsam und aggressiv, sondern die andere, an die er pausenlos dachte. Als die Dinge sich überstürzten und es ihm gelang, ins Paradies der gestillten Lust vorzudringen, sah er sie nicht einmal mehr an, alles an dem Mädchen missfiel ihm, immer schwieg sie, war zu nichts zu gebrauchen, keine Klasse, die Hände hingen schlaff herab, die Füße folgten ihm schicksalsergeben wie ein Schaf, das zum Schlachthof geführt wird. Ein dröges Ding. Dazu stank sie nach Fisch.

Die Tage der Keimfreiheit im Büro waren vorbei.

Das junge Mädchen litt unter der Verlassenheit.

Gegen Ende wartete sie schon etwas beklommen darauf, dass der Franzose sie rief, die Hormone in ihrem jugendlichen Körper, auf dem Weg zur endgültigen Gestalt der Erwachsenen, spielten verrückt.

Nachdem Maria Joãos Tage lange ausgeblieben waren, erschien die Mutter in der Fabrik, um mit dem Alten zu reden.

Er sah sie über die Brille hinweg an und fragte, wer ihre Tochter sei. Nein, er kenne sie nicht, doch der Beschreibung nach müsse sie eine dieser kleinen Nutten sein, die es sich von jedem besorgen ließen. Er würde ihr helfen. Drückte ihr das Geld für die Abtreibung in die Hand. Das sollte reichen.

Mutter und Tochter fanden die Adresse, die man ihnen gegeben hatte.

Doch als sie bei der Hebamme eintrafen – als solche war sie bekannt –, weigerte die Frau sich, die Abtreibung vorzunehmen. Es war schon zu spät, sahen sie den Wanst

nicht?! Erst vor kurzem sei ihr ein Mädchen unter den Händen gestorben, sie wolle keinen Ärger.

Die Mutter bat sie inständig, doch als sie vom Tod der anderen hörte, schob sie ihre Tochter hastig nach draußen.

Maria João wurde mit genauen Angaben zu einer Tante nach Lissabon geschickt. Was für ein Segen, was für eine Erleichterung, vier Monate außerhalb der Hölle ständig wiederholter Vorwürfe, die mit einer leise winselnden Litanei begannen und an Lautstärke zunahmen, bis sie den Höhepunkt grober Beschimpfung erreichten, begleitet gewöhnlich von Schlägen und gezielten Fußtritten, die schon geplant gewesen zu sein schienen, Ohrfeigen und wütenden Hieben, ein- oder zweimal sogar mit dem Besen.

Erst später sollte Maria João die merkwürdigen Umstände begreifen, in denen sie geboren worden war, das Ergebnis eines Fehltritts ihrer Mutter, wie die es ihr gegenüber selbst genannt hatte, gleichfalls Trägerin eines bemerkenswerten Erbes an Schuld, ebenso groß oder größer noch als ihre eigene. Nie aber sagte sie ihr, wer ihr Vater war.

*

Noch vor dem Krieg, 1938, war eine Gruppe von »Boches«^{*} in einer der wichtigsten Fabriken der Stadt gewesen.

Es schien, als wären die Deutschen in die Fabrik eingefallen, in einer unheilvollen Ankündigung dessen, was später in ganz Europa geschah. Der Marsch der »Boches« durch

* Boches: abwertende Bezeichnung für die Deutschen im Französischen.

Europa unter Todesgeheul war hier in den Jahren, die dem großen Massaker vorausgingen, vorweggenommen.

Sie gehörten zur Gemeinschaft »Kraft durch Freude« und waren in Lissabon mit dem Schiff eingetroffen, auf den Dampfern *Sierra Córdoba*, *Oceana* und *Der Deutsche*. Später waren sie wie Pfeile in die Stadt eingedrungen.

Beim Empfang, den man ihnen bereitete, waren Tische hakenkreuzförmig zusammengestellt. An den Wänden Porträts von Carmona*, Hitler und Salazar.

Überall schnüffelten sie herum, um günstige Exportverträge zu bekommen. Verglichen mit ihnen, erschienen die Arbeiterinnen wie dünne Striche, die mit ihrer hageren Gestalt von den schweren Umrissen der fettglänzenden, mächtigen Deutschen abstachen, schäbigen Nazis, die mit dem siegesgewissen Lächeln von jemand, der Geld wittert, zum Faltenbalg der Kamera lächelten.

✱

Die Stadt der 40er Jahre kannte noch viele aktive Fabriken, auch wenn es keine Lawine mehr gab, wie man sie zwei oder drei Jahrzehnte zuvor gespürt hatte. Zu der Zeit hatte es geschienen, überall wären Konservenfabriken ausgesät worden. Dann aber nahm ihre Zahl immer mehr ab.

Der industrielle Stoffwechsel war nun, in den Kriegsjahren, dennoch beschleunigt, und die Stadt rackerte wie verrückt. Wäre dies ein Ort mit anständigen Arbeitgebern gewesen, so hätte es für eine prosperierende Stadt und einen vollen Bauch allemal gereicht. Das aber war nicht der Fall,

* Carmona: Portugals Staatspräsident seit 1928. Salazar war zunächst nur Finanzminister und wurde erst 1932 zum Ministerpräsidenten ernannt.

und so erhielten die Fabrikarbeiterinnen trotz des bebenenden Rhythmus, in dem tonnenweise Dosen abgefüllt wurden, nie einen auch nur ausreichenden Lohn.

Der Markt aber pulsierte in diesen Kriegsjahren, und die Exportadern schwellen mächtig an.

Die Deutschen gieren geradezu nach Sardinenkonserven, bestens geeignet, um Soldaten zu ernähren.

Am 15. März 1941, der Frühling lag in der Luft, wird zwischen Portugal und Deutschland ein geheimer Pakt zu gegenseitigem Vorteil unterzeichnet. Wir liefern Konserven, dafür erhalten wir Waffen.

Die Konserven sind nicht nur ein transportfähiges und gut haltbares Nahrungsmittel, sondern auch leicht zu lagern, vor allem für den, der sich auf lange Feldzüge vorbereitet.

Als 1941 der Angriff auf die UdSSR beginnt, ist Deutschlands Speisekammer schon ziemlich gefüllt.

Ein Jahr zuvor schien Europa vom Konservenfieber befallen.

Alle lechzten nach Dosen: Deutschland, versteht sich, Italien, als es an der Reihe war, und selbst die Schweiz, die nie auch nur das Geringste mit der Sardine am Hut gehabt hatte, kaufte Schwärme von Dosen und wurde unversehens zum eifrigen Abnehmer. Nie hatte sich die Sardine eine solche Bedeutung erträumt. Ein Arme-Leute-Fisch von jeher, erwies sie sich jetzt als Produkt erster Güte und sprang, einmal auf dem Fischmarkt, stolz und silbern in die dringenden Entladungen auf dem Weg zu den Fabriken. Der Leib bot sich den Dosen dar.

Die verdammte Sardine warf sich den Deutschen an den Hals.

Heute sagen die Historiker, die gerne scheinbar unerklärliche Dinge erforschen, dass dieser plötzliche Heißhunger nach Sardinien eine große Finte gewesen sei und ein derart reißender Absatz nur verständlich, weil die Konserven später über Italien und die Schweiz nach Deutschland zurückexportiert wurden.

Es waren die dunklen Geschäfte des Krieges.

Es profitieren stets dieselben.

Die Engländer ärgerten sich maßlos über dieses Geben und Nehmen und drohten damit, die Einfuhr von Weißblech nach Portugal zu unterbinden.*

Während all dieser Vorgänge – Rechnungsausgleiche, illegaler Handel, Abkommen und Verträge – lief das Leben in der Stadt einfach weiter, und niemand schöpfte Verdacht. Nur die üblichen Sorgen.

Die Armen, und das waren viele, aßen weiter *bifes de cafeteira*, also Schmalzbrot zu Kaffee, der Kaffee mit Gerste vermischt. Manchmal die einzige Mahlzeit am Tag.

Die Arbeit wurde weiter schäbig bezahlt, alle oder fast alle zählten ihre kümmerlichen Münzen.

Das kleine Leben eines jeden rann weiter dahin, jede Familie auf ihre Weise verbittert, die wenigen Vergnügungen überlagert von Sorgen.

Die Verliebten tauschten weiter Blicke, und die besoffenen wie nüchternen Ehemänner prügeln ihre Frauen.

* England sah den Handel zwischen dem Kriegsgegner Deutschland und Portugal als Bedrohung für sich selbst und versuchte den Tausch – Konserven gegen Waffen – durch ein Einfuhrverbot von Weißblech zu unterbinden. Das Resultat waren offenbar Schiebergeschäfte.

Die Betschwestern und Frömmeler schlugen sich weiter mit der Hand auf die Brust, und die Faschisten schwangen ihre abgedroschenen Reden.

Die Nachbarinnen zogen weiter übereinander her, und die Listen zum Anschreiben in den Lebensmittelläden wurden länger und länger.

Im Zentrum ging man weiter spazieren, und das Kleinbürgertum kaufte dort seine Stoffe für Kleidung und hin und wieder etwas Naschwerk. Das *Abrantes* und die *Portugália*, die angesagtesten Cafés dieser Zeit, waren ein teurer, nahezu unerschwinglicher Luxus.

Die Frauen des Hauses gingen weiter zum Markt, ein täglich mechanisch zurückgelegter Weg, fragten nach dem Preis für den Fisch, eine Unverschämtheit, und trugen das jeweils reife Obst nach Hause, das sie den Frauen vom Land abkauften, die Seele verkümmert in den Alkoven.

Die Stadt schleifte sich langsam weiter, eine rotzige Schnecke mit schwerer Schale, den kleinen Freuden nachspürend, die es in den verkümmerten Leben ab und an gab. Die Stadt war *eine* an der Oberfläche und *eine andere* darunter, da, wo die Macht und die Abkommen, die Klauseln und die Verträge verlaufen und weiß der Teufel was alles noch, Scheißfaschisten.

✱

In deiner Prosa ist zu viel von Faschismus die Rede und wird zu viel geflücht. Du schreibst schließlich kein Flugblatt, und die Flüche erübrigen sich, wenn du es wissen willst.

Ich habe gerade erst angefangen und schreibe, wie es mir in den Kram passt, ganz und gar realistisch. Und du, eine

*zweitrangige Figur, die erst ganz am Ende auftreten wird,
wirst mich daran nicht hindern.*

Laura. Du wirst Laura heißen.

Laura ist schön.

*

Den Männern war das Meer vorbehalten, vor allem das Meer, oder eine Werkstatt oder die Fischfabrik. Oder die Dienstleistungen, doch davon gab es nicht viele.

Die Erinnerung an das Meer war den Fischern in den Kopf eingebrannt, sie wussten genau, wo diese oder jene Art zu fangen war. Eine salzige Erinnerung, die aus dem Ozean oder dem Fluss resultierte, Wissen und Erinnerung zugleich, durchnässt von den langen Nächten auf dem Boot. Eine Erinnerung, die seit langem in einem eigenen Viertel wohnte, dem Troino*.

Während der ganze Planet in einem Krieg feststeckte und Millionen unschuldiger Menschen starben, rannen die Tage in der abgelegenen oder fast abgelegenen Stadt weiter dahin, gaben die Männer im Haus den Ton an und gewannen die häuslichen Kämpfe fast immer. Manchmal verloren sie sie auch oder gewannen einzig durch reichlich Prügel und Alkohol, denn das mit der häuslichen Gewalt ist eine Welt für sich. Eine elende.

Und dies war keine vom Glück begünstigte Stadt.

* Troino: zentrales Stadtviertel in Setúbal, in dem vor allem Fischer wohnten.

Das Leben derer, die sich seit langem damit arrangiert hatten, kannte weder Farben noch Pflege, stets haftete daran ein Staub von mangelnder Bedeutung.

Jedenfalls gilt das für die riesige Masse an Menschen, die man Volk zu nennen pflegt, was auch immer das sein mag.

Von heute gesehen, scheinen die Tage einander im Leerlauf gefolgt zu sein, schwarz und weiß, in trägen Erinnerungen. Fast zweifelt man, dass es nachts Sterne gegeben hat oder jemals der Vollmond zu sehen war. Die tiefe Angst dieser Jahre. Die unsichtbaren Spitzel, die man überall spürte, lähmten den Menschen die Zunge. Und dennoch, trotz des grauen, konturlosen Lebens dieser Kriegsjahre dort draußen und der Diktatur Salazars hier drinnen, wurschtelte das Land im Einerlei der blassen Tage weiter vor sich hin.

Es war ein stummes Portugal, mit zitternder Hand und sich nicht lösender Zunge.

Das zwanzigste Jahrhundert war voll davon. Jahre nacheinander, in denen die Würde brach lag und unsagbares Elend und Übel ausgesät wurden. Die portugiesische Diktatur hatte sich gleich anfangs, *de facto* wie *de jure*, das Inventar alter, lebensfeindlicher Regimes einverleibt, derart rüdig, dass es heute als eine Lüge erscheint, wie es seinen Weg machen konnte.

Die Geschichte ist wie das Feuer. Wenn man ihr zu nah kommt, brennt es und schmerzt. Erst wenn der Sturm nachlässt, bekommt man sie zu fassen. Abstand ist nötig, wenn die Flamme der Leidenschaft sich schon verwandelt hat in etwas anderes, von dem ich nicht recht weiß, was es ist. Erinnerung vielleicht.

Trauzeugin bei einer Zivilehe

Dona Virgínia Pacheco wurde an einem friedlichen Augusttag 1880 geboren. Noch hatte das zwanzigste Jahrhundert das Licht der Welt nicht erblickt, da heiratete sie, ganz jung noch, einen Offizier aus dem Heer, der in der Schlacht bei La Lys mitkämpfen und dem CEP angehören sollte, eine Sigle, die noch aufgelöst werden wird.

Sie zogen in ein sehr großes Haus an der Fonte Nova*, das dort heute noch steht.

Er war ein zaudernder Republikaner – einer von denen, die sich partout nicht entscheiden können –, der nach der Ermordung des Königs einer möglichen Republik zunächst abgeschworen, sich später aber in einer wahren Ekstase am revolutionären Adrenalin des 5. Oktober** ergötzt hatte. Die stürmische Zeit der Revolution war im Laufschrift an ihm vorübergegangen, ebenso atemlos wie vollständig, eine mächtige und magische Zeit. Was er nach zwei oder drei Jahren jedoch eigentlich wollte, das war seine Ruhe, Scheiß auf die Republik und die Monarchie, ein großer Schürzenjäger, ein großer Kavalier, mit all dem üppigen Doppelsinn, den diese Vokabel bereithält. Eine solche Gesinnung war zu der Zeit nicht üblich. Die leidenschaftliche Liebe zur Republik war ein noch warmes Gefühl, nur eben nicht im Fall von Dona Virginias Gatten, der eine größere Neigung

* Fonte Nova: »der Neue Brunnen«, ein Platz in Setúbal, der nach dem einst neuen Brunnen für das Viertel benannt ist.

** 1908 starben König Carlos I. und sein Thronfolger bei einem Attentat. Der letzte Monarch, Manuel II., verließ Portugal, nachdem am 5. Oktober 1910 die Republik ausgerufen worden war, und ging noch im selben Monat ins Exil nach England.

zu leichten Mädchen und Vinho Verde verspürte, wie es später vielleicht einmal heißen wird.

Virgínia, fast Lehrerin, Jungfrau und mit der Schönheit einer frühlingshaften Jugend, verliebte sich in ihn, als die Monarchie noch Bälle gab und die Mädchen Kruzifixe um den Hals trugen, eine Mode, die später in Vergessenheit geriet.

Republikanischer gesinnt als ihr Mann, war sie in dieser Hinsicht durch den freundschaftlichen Umgang mit Ana de Castro Osório* beeinflusst, die sie regelmäßig besuchte und mit der sie sich lange unterhielt. Und in gewisser Weise auch durch die Eltern, reiche Geschäftsleute, denn die Lehrerin erinnerte sich, wie ihren Vater und den riesigen Schnurrbart fast der Schlag getroffen hätte oder er jedenfalls so tat, als England sein berühmtes Ultimatum** stellte, eine Schande für Portugal.

Die Stadt der ersten Jahre der Republik war ebenso hoffnungsvoll wie grausam, entflammt von der Aussicht auf neue, andere Tage, die nun kommen sollten, bald kämen und doch nie, verdammt, wirklich niemals kamen. Stattdessen immer der Hunger, der mit der Selbstverständlichkeit von jemandem herumging, der die Gegend gut kennt, dem auch die Wände, die Häuser, die Straßen und selbst die Körper vertraut sind. Stets verlangten die Brotherren Arbeit, Hände und Leben, und wenn sie dann die Taschen öffneten, hieß es: Friss oder stirb.

* Ana de Castro Osório: portugiesische Journalistin, Feministin, Kinderbuchautorin.

** Das englische Ultimatum 1890 zwang Portugal zum militärischen Rückzug aus seinen afrikanischen Gebieten zwischen dem heutigen Mosambik und Angola, um England so ungehinderten Zugang in den Süden Afrikas zu gewähren.

Als die Stadt sich daher einhellig sträubte und man sich gegenseitig die Hand reichte, bat die Polizei um Verstärkung. Sie hatte Angst.

An den Tagen großer Wut verhielt sich die Stadt zunächst still, ehe sie zu meutern begann. Die Stummheit dessen, der Anlauf nimmt für eine Schlacht, von der er weiß, sie wird kommen. Es war wie eine Gleichung. Als man in der Avenida Luísa Todi* die knisternde Elektrizität der Revolte in der Luft verspürte, dauerte es nur Minuten, und der Zorn brach los, schon hörte man cholerische Schreie. Dann kamen die Streiks. Noch mehr Hunger. Dann die Nationalgarde. Dann die Brotherren. Ein gewaltiger Tanz. Ein einziges Hin und Her.

Wer nie Hunger geschoben hat, dem mag die Beschreibung übertrieben dramatisch erscheinen. Doch das ist sie nicht. Diese Menschen waren nicht zu Helden und Heldinnen bestimmt, die mit gereckter Faust die Macht an sich rissen. Einige unter ihnen, die utopischsten, die größten Träumer, hätten es vielleicht gerne getan. Die normalen Leute aber wollten nur leben, überleben, wollten arbeiten, ohne Schläge zu bekommen, einen Happen auf dem Tisch und sonntags auf der Avenida Luísa Todi flanieren.

Das alles war für eine geizige, nach Profit geifernde Unternehmerschaft zu viel. Dieser Wunsch, einfach zu leben, wurde als ein maßloses und gefährliches Streben angesehen. Darum verwehrten sie alles. Alles. Sie schlossen sich zusammen, vereinten sich, sie besaßen die Fabriken, hatten die Polizei, hatten die junge republikanische Nationalgarde und gaben nicht nach.

* Luísa Todi: portugiesische Opernsängerin (1753–1833) aus Setúbal mit großer internationaler Karriere.

So entlud sich diese Wut in grellen, blind machenden Blitzen, und diese Raserei war nun wirklich gefährlich und maßlos, das wahre Wesen des kollektiven Verhaltens der geplünderten Stadt. Eine versehrte Stadt, nahezu von Beginn an.

Virgínia wurde erst dann ein wenig frömmelnd und minder republikanisch, als ihr Mann Anfang 1917 nach Frankreich aufbrach, eingezogen zu dem CEP, dem »Corpo Expedicionário Português«, der Militärmacht, die später unter dem Namen »Hammel aus Portugiesischem Export« bekannt werden sollte.

Du hast mit dem Zweiten Weltkrieg begonnen. Jetzt gehst du ohne Vorwarnung über zum Ersten. Hältst du das für geschickt?

Ihr Mann hatte geahnt, dass der Tod schreckliche Triumphe über ein Heer feiern würde, wie es das portugiesische war, völlig unvorbereitet für diese Art Krieg.

Was er, der Offizier, jedoch nicht vorausgesehen hatte, waren Ausmaß und Intensität des Grauens in den Schützengräben.

Der Krieg, von dem man hört, und sei er noch so schrecklich, ist stets etwas Abstraktes, etwas, das einem anderen geschieht, nicht uns. Es ist, wie Vorträgen über den Hunger zu lauschen, wenn man satt ist nach einem reichlichen Mahl, oder Mitleid zu haben mit einem Durstigen, wenn ein gepflegtes Bier vor einem steht, ein Bier, wie man es jetzt trinkt, frisch und blond, frisch und billig, denn das Bier zu jener Zeit war teurer als Wein. Doch weiter. Der Mann der Lehrerin hatte das große Schlachten vorausgeahnt, die

Gefangenschaft von Tausenden und unzählige Verwundete. Er hatte vorab das Verbrechen erfasst, das es bedeutete, die Soldaten in Schützengräben zu schicken, junge grobe, unvorbereitete Burschen ohne jede Kriegstauglichkeit, da seht ihr, zu welchen Verbrechen die Staaten fähig sind, in unser aller Namen.

Entsetzt starrte er diese jungen Leute an, denen die Angst in ihren gehetzten Blicken geschrieben stand, junge Burschen, die verloren grimassierten, als wäre das schiefe Grinsen ihre wahre Uniform, oder vielmehr die Lumpen, zu denen die Uniform immer mehr wurde.

Virginias Ehemann hatte eine Kugel ins Bein bekommen und war unter merkwürdigen und militärisch unehrenhaften Umständen nach Portugal zurückgekehrt. Ein Gerücht lief um, von dem man nicht wusste, ob es in die Welt gesetzt worden war, um jemandem zu schaden, der gegen den Krieg war, oder zutraf – er habe sich heimlich selbst ins Bein geschossen und absichtlich verletzt, um zurückzukehren. Nie sollte man erfahren, ob er im Fieber dieser unrühmlichen Schlacht, die La Lys darstellte, verwundet worden war oder ob er sich selbst verletzt hatte aus dem sehnlichen Wunsch, nach Hause, in die Arme der Lehrerin zurückzukehren. Was man weiß, ist, dass seine Tage gezählt waren. Es trug ihm nichts ein, das Schicksal herausgefordert zu haben, denn kurze Zeit später starb er an der Spanischen Grippe. Die Wunde im Bein hatte ihn geschwächt, der Krieg ihn erzürnt und verbittert, und diese Mischung, zu der sich Gewissensbisse wegen der Desertion gesellten, machten ihn anfällig für eine der schrecklichsten Epidemien, die die gegenwärtige Welt gekannt hat, er steckte sich an und wurde im Nu dahingerafft. Es gibt Krankheiten,

denen der Betroffene sich widersetzen, gegen die er etwas zu seiner Verteidigung vorbringen, bei denen er mit dem Tod streiten kann, indem er ihn um einen Vorschuss, einen Aufschub bittet, um es so auszudrücken, warte, ich komme gleich. Doch nicht so bei der Spanischen Grippe. Die Influenza machte kurzen Prozess. In null Komma nichts war man erledigt.

Dona Virgínia wurde mit 39 Jahren Witwe. Kinderlos, allein in dem riesigen Haus am Largo da Fonte Nova, sah die Lehrerin ihr Leben unvermittelt zusammengeschrumpft und den Glanz verlieren, ohne tieferen Sinn und Gehalt, die Erinnerung an ihren Mann quälte ihre Tage, das Unverständnis gegenüber der Leere, die dieser Tod in ihr hinterließ, schmerzte sie, und dieser tief empfundene Schmerz wollte nicht abnehmen. Es blieb ihr die Schule, blieben ihr die Schüler, Kinder armer Leute, denn die Stadt hatte, wie man weiß, nie große Reichtümer besessen. Reichtümer gab es allenfalls für ein halbes Dutzend.

Die Schule, in der Dona Virgínia unterrichtete, war gleichfalls am Largo, in einem einstigen Palais, heute zu einer Ruine zerfallen, eine Schande, eine weitere Grausamkeit, die man der Stadt zugefügt hat, ein Gebäude mit derart nobler Gestalt einfach sterben zu lassen, sogar eine steinerne Krone gab es, den Eingang zu überwachen, ein Gebäude, das Sorgfalt verdient gehabt hätte und das die Stadt oder die, die in ihr das Sagen gehabt hatten, hätten bewahren sollen. Doch weiter. Zwischen dem Haus der Lehrerin und der Schule lag eine Minute Gehweg, vielleicht nicht einmal das.

In den zwei Jahren, die auf den Tod ihres Mannes folgten, ging Dona Virgínia unweigerlich aus dem Haus zur Schule und von der Schule nach Hause, und der Beruf war

das einzige Ventil für ein Leben, in dem sie keinen Sinn mehr sah. Nicht einmal die Praça do Bocage* betrat sie.

In der Schule gab es eine Angestellte, eine sanfte, einsilbige Frau, die schrecklich hustete. Sie wollte heiraten und hatte Dona Virgínia gebeten, ihre Trauzeugin zu sein oder besser die Zeugin einer Zivilehe, denn zu der Zeit war die kirchliche Trauung etwas, wovon man keinen Gebrauch machte. Jedenfalls hier in der Stadt nicht.

Die Braut trug Blau, ein Kleid aus dem Stoff, den ein nach Brasilien ausgewanderter Bruder geschickt hatte. Als weiterer Zeuge geht aus der Heiratsurkunde ein Leutnant hervor, ein junger, noch gutaussehender Witwer, der der Lehrerin mit selbem Familienstand und ohne Schutz eine erdrückende Liebe entgegenbrachte. Selbst heute aber fällt es nicht leicht zu entscheiden, ob diese Liebe erwidert wurde oder nicht, vor allem, ob es zu einer ehelichen Vereinigung kam oder nicht, will sagen, ob sie miteinander ins Bett gingen. Gebe Gott, dass es so war, denn in Sachen Liebe und Leidenschaft gilt *quod abundat non nocet*, je mehr desto besser, vor allem in diesem Fall, bei einer Witwe von wenig mehr als vierzig Jahren, da lechzt der Körper nach Zärtlichkeit. Was man weiß, ist, dass der Leutnant, durch und durch republikanisch gesinnt und nicht auf den Kopf

* Praça do Bocage: ein zentraler, nach dem Dichter Bocage benannter Platz mit einer hohen Säule in der Mitte, deren Statue den berühmtesten Dichter der Stadt vorstellt. Manoel Maria de Barbosa du Bocage wurde 1765 in Setúbal geboren und ist ein Dichter der Aufklärung. Er wurde im Dienst der Marine zwischenzeitlich nach Goa strafversetzt und später aus dem Militärdienst entlassen. Wieder in Portugal, geriet er einer philosophischen Schrift à la Voltaire wegen in Gefangenschaft und kam erst ein Jahr später wieder frei. Er starb 1805 in Lissabon. Vom Largo da Fonte Nova zur Praça do Bocage wäre es nicht weit.

gefallen, ein Mann war, der gerne las, aufrichtig in seinen Idealen, und den Largo da Fonte Nova fortan auffallend häufig besuchte, vor allem, wenn die Lehrerin eben das Haus verließ oder von der Schule zurückkam. Gleich, ob es nun eine Romanze gab oder nicht, mit Bett oder ohne, fest steht, dass es auch der verwitwete Leutnant nicht lange machte, an die vier Jahre vielleicht, dann weitete sich eine Blinddarmgeschichte zu einer Bauchfellentzündung aus, und so sah er nicht mehr das ruhmlose Ende der Republik. Ruhmlos, so sagt man wohl, denn heute halten die Historiker fest, dass sich die Republik noch eine Reihe von Jahren widersetzt hat und keineswegs alles auf die Faschisten zulief, wie die immer tönten und es einem aus den Büchern entgegenshallte.

Doch zurück zum Thema, Casimira, so hieß die junge Frau, war bei der Hochzeit bereits schwanger, und nach acht beschwerlichen Monaten wurde ein Mädchen geboren, dessen Patentante Jahre später Dona Virgínia würde und dem man den Namen Arminda gab. Auf diese Geburt folgten zwei weitere, immer eine pro Jahr. Der Krug geht zum Brunnen, bis er bricht. Casimira sollte sterben, als sie das dritte Kind gebar.

An diesem Todestag erschien Dona Virgínia in Casimiras Haus, um das Mädchen zu holen. Die anderen waren Jungs, um die sollte der Vater sich kümmern. Das Mädchen hingegen würde im Leben kaum etwas anderes tun, als das Haus zu besorgen und sich um die Brüder zu kümmern, wenn sie in einem Haus mit lauter Männern aufwuchs.

Das war es, was die Lehrerin dem Vater sagte, als der ein paar Tage später, die Totenwache lag eben zurück, ver-

gangen waren Tränen, Schmerzensschreie und Beerdigung, im Haus an der Fonte Nova vorstellig wurde, um die Tochter zurückzuholen.

Er war ein angenehmer Mensch, denn er verbarg nicht die Liebe, die er für seine Kinder empfand. Und für seine Tochter, das erste Kind, empfand er eine besondere Zärtlichkeit. In dem ärmlichen Milieu, das nur reich war an Alkohol, harter Arbeit und geringem Lohn, war es nicht üblich, einen Mann zu sehen, der seine Gefühle derart offen zeigte. Es kam so gut wie nie vor. Noch heute, trotz der langen Zeit, die vergangen ist, sind die Männer seltsam unergründlich, mal leiden sie schlimmer als abgeurteilte Verbrecher und quetschen sich doch nicht die kleinste Träne zum entsprechenden Rotz ab, nur trockene und melancholische Blicke, der Mund verschlossen durch ein jahrtausendealtes Siegel dessen, was man Männlichkeit nennt oder was auch immer es sein mag, diese Zwangsjacke, die man bei der Geburt überstreift, als sei es ein Werk der Natur.

Anders der Vater Armindas. Er weinte bitterlich nach dem Tod seiner Frau und sah in den Kindern voller Zärtlichkeit Geschenke Gottes.

Als Dona Virgínia ihm sagte, sie würde das Mädchen behalten, damit dieses nicht ein Leben lang Sklavin von Haus und Brüdern bliebe, hörte man ihrer Rede die Nachmittage an, die sie mit Ana Castro de Osório verbracht hatte. Armindas Vater begriff nicht ein Wort von dem, was die Lehrerin sagte. Für ihn war es vollkommen klar und unausweichlich, dass ebendies das Schicksal seiner Tochter war. Wie konnte daran ein Zweifel bestehen?

Dona Virgínia stritt nicht mit ihm. Es lohnte nicht. Wenn Arminda etwas älter wäre, würde sie in das Haus des Va-

ters zurückkehren. Jetzt wäre sie bloß eine weitere Last, sie würde sein Leben nur behindern und weiter erschweren. Widerwillig mit den Händen wedelnd, kehrte der Vater ohne die Tochter zurück, nur mit dem losen Versprechen, dass sie, wenn sie etwas mehr verstünde, zu ihm zurückkehren würde. Untröstlich und seines Kindes beraubt, schrie er, sechs Jahre, wenn sie sechs Jahre alt ist, kommt sie zurück. Aber ja, Gott mit ihm.

Zwei Jahre später heiratete er erneut, eine andere Angestellte derselben Schule, eine dicke, großgewachsene Frau, die humorlos und grob zu sein schien, doch ein goldenes Herz für die Kinder besaß, die an ihr hingen wie eine Grotte im nackten Felsen.

In den zwei Jahren, in denen er allein blieb, kam Armindas Vater jede Woche, um seine Tochter zu sehen, und erinnerte Dona Virgínia stets und in einer Weise, die sie als geradezu ungehörig empfand, dass es seine Tochter war und sie zurückkehren müsse. Woche für Woche brachte er ein paar karge Münzen, um zum Essen der Kleinen beizutragen. Anfangs fühlte sich Dona Virgínia beleidigt und wies diese Art von Unterhaltszahlung, auf der er bestand, gekränkt und eisig zurück. Dann begriff sie, dass die Zahlung dazu beitrug, die Seele des Mannes, dem die Tochter genommen war, zu beruhigen. Er fühlte sich besser so, war besänftigt, konnte das Fehlen der Tochter leichter ertragen.

Als er wieder heiratete, hörten die Forderungen auf. Er wollte die Tochter nicht bei der Stiefmutter. Die neue Frau war ein sehr guter Mensch, doch Jungs waren Jungs, und ein Mädchen war eben ein Mädchen. Um die Jungen kümmerte die Frau sich mit Sorgfalt und ohne Eifersucht. Bei dem Mädchen wusste man es nicht.

Die Lehrerin hörte ihn erleichtert und freudig an. Kurze Zeit später ließ sie das Mädchen taufen und erfüllte ihre Rolle als Patin bis ans Ende ihrer Tage. Und so siedelte Arminda endgültig und rechtmäßig vom Largo da Palmeira am Ende der Rua Vasco da Gama zum Largo da Fonte Nova über.

Ein unebener Stiefel

Man wünschte sie sich bürgerlich und unauffällig, wenn möglich unsichtbar und fromm, das verkrüppelte Bein sollte ihr ganzes Leben bestimmen und sie zu einem Dasein ohne Liebe verdammen. Man untersagte ihr Träume von ehelicher Gemeinschaft, öffnete ihr die Augen für die Gefahr von Heiratskandidaten, die ja wohl kaum verliebt sein konnten, so hässlich war das kurze Bein, wer wollte schon minderwertige Ware.

Palmira war nicht mehr ganz jung, als sie José Sereno kennenlernte.

Sie mag um die dreißig gewesen sein, als er eines Nachmittags in die Wohnung von Tante Gina trat, um sich vorzustellen.

Seit kurzem erst in der Stadt, kam er aus Lissabon, von wo ihn Palmiras Bruder, Sérgio Pacheco, gerufen hatte, damit er sich um die Buchführung kümmerte, denn seit der alte Luís krank geworden war, ging dort alles drunter und drüber. Böse Zungen behaupteten, Sereno habe mit vierzehn als Botenjunge in einem Lagerhaus, als Laufbursche also, begonnen und vieles durchgemacht, ehe er es zum Buchhalter brachte. Wenn es um seine Anfänge ging, stellte José Sereno sich übrigens dumm, hüllte sich in Schweigen und wechselte rasch das Thema.

Palmira war, was man eine schöne Hässliche nennen könnte.

Als kleines Mädchen war sie an Kinderlähmung erkrankt, die ihr linkes Bein um gut fünf Zentimeter verkürzt hatte. Es war die Information, die man dem Orthopäden in

Lissabon schickte, um maßgefertigte Stiefel zu bestellen. Auch die linke Hand war durch die Krankheit in Mitleidenschaft gezogen.

Ein kantiges Gesicht, das nach unten spitz in ein vorstehendes Kinn von beträchtlichem Ausmaß zulief, hellte sich auf, mit einem offenen Lächeln, sooft man das Wort an sie richtete. Sie hatte eine angenehme, sanfte Stimme und eine wundervolle Haut, wie reiner Marmor, ganz glatt, licht, ohne irgendwelche Akne oder Falten. Elfenbein. Sie war gebildet und freundlich, die Unterhaltung mit José Sereno floss daher mit natürlicher Leichtigkeit und ohne Anzeichen von Verlegenheit.

Er versprach, wiederzukommen. Und das tat er. Jeden Tag. Nach ein paar Monaten war er ein Vertrauter des Hauses, das ihn zu festgesetzten Stunden höchst ungeduldig zu erwarten begann.

Zu dieser Zeit sich ankündigender Liebe, dem Beginn sich anbahnender Geständnisse, suchte und fand Palmira immer wieder Vorwände, um ihm Briefchen zu schicken. Eine Rechnung, die sie nicht verstanden hatte, ein unerklärliches Bankguthaben ... Die Buchhaltung brachte sie einander näher. Stets schloss sie mit einer geschickten Wendung, einem hingetupften Lachen oder einem in sonnigen Worten angedeuteten Lächeln.

Für José waren diese Briefe wie frisches Wasser an heißen Tagen. Er bedauerte nur, ihr nicht mit derselben spontanen Eleganz entgegen zu können, denn all das schien derart schlicht, derart natürlich. Griff er dagegen selbst zum Stift, kam nichts dabei heraus. Seit eh und je an sparsame, formelle Schreiben gewöhnt, korrekt zwar in Syntax und Orthographie, doch vollkommen standardisiert, ohne einen Hauch

von Poesie, war es, als lernte er das Schreiben noch einmal neu. Tatsächlich schrieb José nicht. Er redigierte vielmehr, fügte Sätze zusammen, auf fester Grundlage und mit den unentbehrlichen Verbesserungen. Doch er schrieb nicht. Er versuchte es, strich alles wieder durch, kritzelte, verbesserte, versuchte es erneut und strich wieder durch und skizzierte noch einmal, als wäre es ein Experiment im Labor, um eine neue Mundart freien Schreibens zu erfinden oder zu entdecken, ohne die Zwangsjacke versiegelter Normalität. Dann schickte er die Antwort, verfeinert, geschärft und bemüht, der man die Anstrengung des Amateurs anmerkte.

Als die Hochzeit verkündet wurde, versicherten einige, darin bewandert, fremde Leben anzuschwärzen, es handele sich um eine reine Zweckehe, und neidisch fügten sie hinzu, der Bräutigam habe das große Los gezogen, schließlich bringe Palmira ein reiches Erbe in die Ehe, er jedoch sei ein Habenicht mit undurchsichtiger Vergangenheit.

Die hinkende, hässliche Schwester des Chefs zu heiraten, war ein mustergültiger Coup und direkter Angriff auf ihr Geld, alle kannten das nur zu gut, manche hatten es selbst schon versucht und sich einen kräftigen Tritt in den Hintern eingehandelt, vom schweren Stiefel Palmiras versetzt, dessen Sohle fünf Zentimeter höher war.

Bis zu ihrer Hochzeit wurde das Vermögen vom Bruder verwaltet, da er nun mal der Mann war und ein kleines Imperium aus Lagern weitergeführt hatte, die die gesamte Stadt versorgten. Zum großen Verdruss der Schwägerin hatte Palmira nie auf ihren Rang als Erbin verzichtet und sich über den geschäftlichen Fortgang des Erbes stets informiert. Nach und nach tat José Sereno parallele Geschäfte auf, bis er sich vollkommen unabhängig machte und von dem schwe-

ren Joch des Schwagers befreite. Mit erstaunlichem unternehmerischen Instinkt modernisierte er alles. Dabei genoss er stets die bedingungslose Unterstützung seiner Frau, die er umfassend über jeden seiner Schritte informierte. An ihrem Schreibtisch sitzend, hörte Palmira Josés Erklärungen aufmerksam zu und unterschrieb alles, was zu unterschreiben war, stellte suggestive Fragen zu dieser oder jener Gefahr des neuen, angebotenen Vertrags und trug so auf ihre Weise, intelligent und diplomatisch, dazu bei, das große, in Expansion befindliche Unternehmen zu leiten und den Kahn zu steuern.

Diejenigen, denen diese Einheit entgangen war, schauten verblüfft, wenn sie die beiden sonntags sich gegenseitig stützend aus der Messe kommen sahen, plaudernd, lachend, in einer vollkommenen und glücklichen ehelichen Vertrautheit, als kennten sie einander seit Jahrhunderten und hätten keine Geheimnisse voreinander.

Palmira hatte, seit ihre Mutter gestorben war, bei Tante Gina gelebt.

Sie standen sich bis zu dem Zeitpunkt nicht sonderlich nahe, doch allein in dem riesigen Haus an der Ecke zur Rua 22 de Dezembro zu bleiben, kam Palmira ebenso wenig in den Sinn, wie mit dem Bruder und der Giftnatter, ihrer Schwägerin, zusammenzuleben. Daher zögerte sie nicht und zog in die Wohnung von Tante Gina.

Damals nahm sie den Platz von Arminda ein, die der Vater nun zurückgeholt hatte, damit sie sich um ihre Brüder kümmerte, nachdem seine Frau infolge einer schweren Knochentuberkulose die Augen geschlossen hatte, wie es euphemistisch hieß.

So zog die eine aus und die andere ein.

Arminda war inzwischen ein schönes Mädchen mit einem gut entwickelten Körper und lebhaften Augen, die ihr Gesicht dominierten, wie schwarze oder fast schwarze Oliven, samtig, mit dem Glanz eines Regentropfens, wie es der Jugend zukommt. Siebzehn Jahre. Siebzehn prachtvolle Jahre.

Im Haus der Patentante war sie behütet worden wie ein Augapfel. Sie hatte gelernt, glänzend die vierte Klasse abgeschlossen und war aufs Gymnasium versetzt worden. Und sie erhielt Klavierunterricht.

Der Vater jubelte vor Stolz, einem schweigsamen und ehrerbietigen Stolz. Er hatte weiter für kleine Zahlungen gesorgt, die nicht länger Gegenstand von Auseinandersetzungen waren.

Nachdem sie Patin geworden war, hatte die Lehrerin geglaubt, endlich die vollen Rechte über das Kind erlangt zu haben.

Am Tag der Taufe, im Anschluss an das Fest, fand sie auf dem Schreibtisch eine zerknüllte Banknote. Sie sah davon ab, dem Schlosser zu sagen, dass dies nicht notwendig war. Sie legte das Geld, das er jeden Monat gewissenhaft brachte, beiseite, und wenn sie sah, dass Armindas Brüder Schuhe brauchten, kaufte sie Schuhe, und wenn sie Hosen brauchten, kaufte sie Hosen, alles in Absprache mit der neuen, dicken Frau des Vaters ihres Patenkindes, die sich der Kinder angenommen hatte wie eine Löwin.

Als der Schlosser am Abend der Totenwache jedoch unerbittlich, ernst und unnachgiebig die Rückkehr der Tochter verlangte, überschritt die Lehrerin nur deshalb nicht die Grenzen des Erlaubten und hielt die sichere Ohrfeige zurück, weil der Mann gerade zum zweiten Mal die Mutter seiner Söhne verloren hatte, die zudem in einem kläglichen Zu-

stand waren, so groß war das Ausmaß der Schutzlosigkeit. Sie verschob die Auseinandersetzung, und noch in derselben Nacht verließ Arminda die Wohnung der Patin und zog in die Wohnung des Vaters. Die Liebe, die dieser Vater zu seiner Tochter nährte, wurde voll und ganz erwidert, denn Arminda verehrte den Schlosser aufrichtig, der ihr selbstgemachtes Spielzeug mitgebracht hatte, angefangen von der Wiege für eine Puppe aus Porzellan bis hin zu dem kleinen Stühlchen, auf das sie sich setzen konnte und das sie ihr Leben lang begleiten würde. Das letzte Argument der Patin war der Gang nach Lissabon, um das Gymnasium zu beenden.

In diesen Jahren, in denen die meisten weder schreiben noch lesen konnten, war das siebte Jahr auf dem Gymnasium eine bedeutsame Qualifikation. Der Vater aber zitterte bei dem Gedanken und hatte ein dunkles Vorgefühl, wenn er sich die Tochter allein im Lissabonner Babel vorstellte. Nicht im Traum.

Mit siebzehn Jahren wurde Arminda somit Hausfrau und stand dem Haushalt ihres Vaters vor. Die Patin half, wo sie konnte. Sie überließ ihr das alte Hausmädchen, das äußerst unwillig zum Largo da Palmeira zog. Ein Haus voller Arbeit, verglichen mit der stets aufgeräumten Wohnung der Lehrerin und den sparsamen Mahlzeiten, die sie dort zuzubereiten hatte. Die beiden Burschen hingegen schienen hungrige Wölfe, sie verschlangen alles, was sie kochte, nie blieb etwas übrig. Dazu das ständige Waschen und Bügeln, Hosen, Hemden und lange Unterhosen, das Bügелеisen pausenlos in Gebrauch. Die Patin wurde nicht müde, den Vater daran zu erinnern, dass sie Arminda nicht dafür auf dem Gymnasium hatte unterrichten lassen. Sie begann an die Hochzeit des Patenkindes als eine Möglichkeit zu denken, sie dieser häuslichen Welt zu entziehen, in die der

Vater sie getaucht hatte. Nachdem die erste große Freude, die Tochter endlich zu Hause in seiner Wohnung zu sehen, vergangen war, begriff er, dass dies unmöglich die Zukunft des Mädchens sein konnte und die Patin recht hatte. Die Tochter war ein elegantes Mädchen, wohlerzogen, gebildet, mit schlanken, geschickten Händen, im Gegensatz zu den Pranken, die er kannte, ohne Wunden von Frostbeulen, sogar Handschuhe benutzte sie, wenn sie wegging, bescheiden, gebildet, sichtbar in allem die Erziehung und das Benehmen, das ihr das Haus der Patin vermittelt hatte. Arminda hatte einen gewaltigen Einfluss auf den Vater, der sie verehrte und ihr bedingungslos gehorchte. Es gab nicht die Verbote, die noch die kleinste Freiheit der anderen Mädchen zunichtemachten, denen die Familie auf Schritt und Tritt folgte, so dass Arminda im Haus ihres Vaters freier war als bei der Patin, wo es feste Regeln gegeben hatte, an die sie sich zu halten hatte.

Oft wurde sie von den Müttern ihrer Freundinnen zu Bällen des Clubs eingeladen, zu Spaziergängen oder Kino-besuchen am Sonntagnachmittag.

An solchen Tagen verließ sie tadellos gekleidet das Haus, in Kleidung, die ihr die Patin noch immer kaufte, und in der ganzen Wohnung war eine ehrfürchtige Stille zu spüren, wenn die anderen sie strahlend weggehen sahen, eine Prinzessin aus dem Märchen, das ihnen niemand erzählt hatte, die Brüder mit offenem Mund, Heranwachsende, die ebenfalls Schlosser wurden, denn der Vater zwang sie, denselben Beruf zu erlernen.

Es war auf einem der Bälle des tückischen Clubs der Stadt, wo sie Pierre kennenlernte, den Franzosen.

*

Es war Karneval, und der Wind tanzte einen Tango in den Wipfeln der Bäume. Im Wiegeschritt drang er ins Laubwerk, wie das Bein des Tänzers in den Leib, der sich dem Partner ergibt bei diesem Tanz der Sinne und Farben und Gerüche, von Rhythmen mit hartem Anschlag schwerer Noten.

Es war schon Februar, das Mondlicht aber stammte aus dem Januar. Ein verspäteter Mondschein und doch ein Mondschein, der sich im Kopf festsetzte, den Körper durchlief und die Welt in eine Art Glasglocke verwandelte, die alles Leben überwölbte.

Das Mondlicht erhellte die Menschen von innen.

Doch es war kein Lichtschein, um den Weg zu erkennen. Im Gegenteil. Angesichts dieses inneren Lichts schienen die Menschen verwirrt. Von den Katzen gar nicht zu reden.

Dieses unsinnige Mondlicht war auch in einer bestimmten Straße der Baixa* zu spüren, die sich mit der Avenida Luísa Todi kreuzte.

Der männliche Teil der Stadt verkehrte regelmäßig in dieser Straße, der Rua João do Galo, heute Rua dos Mareantes, vor allem im Sommer, wenn die Hitze den Körper entfesselte und man das Tosen der Begierde in den Adern spürte.

Doch selbst an diesen Tagen karnevalesken Mondlichts bat der Körper um eine Maske für den käuflichen Sex, der, wenn auch von fern, an eine Sache erinnerte, von der man in jener Straße nicht recht wusste, was es war, und die manche Liebe nannten.

* Baixa: das portugiesische Wort für »Unterstadt«.

Dies war die Stadt, die die verheirateten Frauen nicht kannten, die Stadt des geheimen Schoßes, der Eingeweide, manche fiebrig, andere dekadent.

Nächtliche, verbotene Stadt, in der die Männer den flüchtigen Moment zu erhaschen suchten, um ihre Begierde in kurzen, gewerbsmäßigen Begegnungen zu stillen, einige unerwarteter als andere, und in denen sie ihre Einsamkeit, ihre Ticks und Manien auslebten, Männer mit rasch sich einstellenden Gewissensbissen, andere ohne, doch immer oder fast immer war es ungeliebte und misslungene Liebe.

Auch Heuchler gab es mit Geld, die fürchteten, bei ihren Seitensprüngen erwischt oder erkannt zu werden, und daher nach Lissabon auswichen, wo sie in ähnlichen Gefilden unterwegs waren.

Es war die Stadt der maskulinen Macht, die sich dort triebhaft erging. Hier legten die Nutten an, die »leichten Mädchen«, und lichteten den Anker erst wieder, wenn der Tag begann, hell und scheinheilig nach einer durchhurten Nacht, der Rotlichtnacht der Rua João do Galo.

Dann verzog sich die Straße müde nach Hause, nur noch auf ein Bett erpicht, um zu schlafen.

Dieser lüsterne und schamlose Vollmond heftete seinen aufreizenden Blick auf die Erde und all die, die an jenem Karnevalsmontag unterwegs waren oder auch nur atmeten.

In der nächtlichen Rua dos Mareantes waren die Prostituierten und ihre Zuhälter unterwegs, trieb sich die übliche, vereinzelte Kundschaft herum, verkappte Vergewaltiger, ewig in Erwartung irgendeiner Beute, sadistische Typen und andere, masochistische, mit allen möglichen krankhaften Veranlagungen, weshalb die vorsichtigeren Huren sie mieden, Matrosen, die eben vom Kai herüberkamen, Ge-

legenheitsgänger und solche, deren Körper es bitter nötig hatte, und auch ein paar Diebe, die auf ihre Gelegenheit warteten. Verprügelte Nutten und prügelnde Zuhälter waren die immerwährenden Bewohner dieser Straßengrotte, die selbst etwas Heruntergekommenes und Nuttiges besaß.

Wenn man die Straße derart beschreibt, erscheint sie groß und breit, eine Art Avenida. Doch das ist sie nicht. Es ist die Geschichte der Straße, die ihr ein größeres Ausmaß verleiht als die Meter, die ihr zukommen. In Metern gemessen, ist die Straße klein und eng, sie gleicht fast einem Kanal, der zur Avenida Luísa Todi hinfließt. Die Straße der Nutten war proportional zum Umfang der Moral der Stadt dieser heuchlerischen Jahre.

Was hat das mit dem Karneval zu tun, mit dem Ball im Club und mit Arminda?

Soll das etwa heißen, dass meine Tante in jener Nacht in der Rua João do Galo unterwegs war?

Lass dir sagen, diese Geschichte hat weder Hand noch Fuß.

Die Geschichten, an denen man schreibt, laufen oft aus dem Ruder. Sie folgen einer anderen Logik. Arminda hat nichts mit der Straße der Huren zu tun. Das ist offensichtlich. Doch der, den sie auf dem Ball treffen wird, hat diese Grotte immer wieder aufgesucht.

Hören wir es uns an.

Arminda erschien auf dem Fest, und sofort war im Tanzsaal zu spüren, wie die Blicke sich auf sie richteten und sie musterten. Als Patenkind von Dona Virgínia hatte die

Elite des Clubs sie immer verwöhnt. Doch nun, da man wusste, dass sie im Haus des Schlossers lebte, war das einstige vornehme Lächeln einem kurzen Nicken gewichen, weitaus zurückhaltender als üblich. Arminda nahm davon allerdings nichts wahr. Sie hatte große Lust zu tanzen und versuchte, Mitschüler aus dem Gymnasium in dem festlichen Raum zu erspähen, um eine kleine Runde zu schwofen. Da kam Hektor auf sie zu und forderte sie zum Tanz auf, ein schrecklich kurzsichtiger Hektor, doch ein Tänzer immerhin, und da war er, der Drang der Musik, den Körper zu beseelen, der darauf brannte, einen Swing zu atmen. Es schien tatsächlich ein Swing.

Es fiel ihnen nicht einmal auf, dass sie fast das erste Paar waren, das tanzte. In einer Ecke des Saals, weit weg von allem und allen, tanzte isoliert ein verlobtes Paar, dessen Hochzeitstermin bereits feststand. Der Saal beschloss stillschweigend, die beiden sich selbst zu überlassen. Neben der Tür versuchte ein stadtbekanntes Paar ohne große Begabung ein paar Schritttchen, er sehr eifrig, sie geziert. Die versammelte Richterschar strenger, aufmerksamer Blicke übersah es. Jeder wusste, dass es nur Theater war. Er schlug sie, war ein Despot, setzte sich regelmäßig nach Lissabon ab, zu den Huren.

Da es sonst nichts gab, über das man sich hätte auslassen oder das Maul zerreißen können, richtete sich die Aufmerksamkeit des Saals auf Arminda, die Tochter des Schlossers.

Der Abend schritt voran, der Club füllte sich, die ewig Verspäteten trafen ein, und bald wurde es eng. Tanzend durch den Raum zu wirbeln, fiel immer schwerer.

Ein Junge in kurzer Hose bis zu den Knien und mit Schlips trug eine Sitzbank näher zur Mitte des Tanzsaals.

Er wollte alle und alles sehen. Wie zu erwarten, stand er irgendwann auf und ließ die Bank einfach stehen, verlassen und vergessen, an einer Stelle, an der die Tänzer vorbeikamen. Aus reiner Vergeltung für die Vernachlässigung entschied die Bank, sich zu rächen. Arminda tanzte inzwischen mit Horácio, einem kleinen, eingebildeten Burschen mit Baritonstimme, die man bis zur Nachbarstadt hörte, derart mächtig sein Timbre, als sie über die verdammte Bank stolperte, die der Junge in kurzen Hosen dort hatte stehen lassen.

Horácio versuchte, sie festzuhalten, doch er verlor selbst das Gleichgewicht und warf dabei einen jungen Burschen nieder, der bei der Bank von Portugal arbeitete. Arminda fiel schutzlos auf einen Mann, den Franzosen, der sie beim Versuch, den Sturz zu vermeiden, in Höhe der Brust umfasste und ihr mit einer Hand unfreiwillig an den Busen griff. Mit gerunzelter Stirn, zynisch und kommentarlos beobachtete der Saal den Tumult nach dem Fehltritt und wandte den Kopf dann in die andere Richtung. Beim Sturz selbst hatte man die Hand des Franzosen an dem zarten Busen des Mädchens nicht bemerkt. Dem Franzosen aber war flammend heiß, und Arminda, zitternd und beschämt, errötete bis zu den Haarwurzeln.

So lernten sie sich kennen. Dieser Sturz wies voraus auf einen anderen, Monate später. Der Franzose konnte die Hand nicht vergessen, die die Brust festhielt, die Empfindung vollen, üppigen Fleisches in der breiten Innenfläche der Klaue, und Arminda gelang es nicht, das ritterliche Verhalten zu vergessen, mit dem er sie anschließend behandelt hatte, sehr aufmerksam, sehr korrekt und besorgt, ob sie sich auch nicht verletzt habe, es ihr gutgehe, sie ein Glas Wasser brauche.

Kurz darauf bat er sie zum Tanz. Und dann ließen sie nicht mehr voneinander, bis die Mutter der Freundin, schon etwas ungehalten über die nicht endende Tanzerei, die Rückkehr nach Hause anordnete. Pierre hingegen hatte es eilig und verließ den Club, die Masken, diese schlappe und provinzielle Atmosphäre, die Freude vorspielte, und suchte dringend einen ersten Stock in der Rua João do Galo auf.

*

Monate voller Leidenschaft sollten nun folgen, einer kranken Leidenschaft, wie bei allen heimlichen Lieben. Freitags traf sich Arminda mit ihren Freundinnen in einer Konditorei, die bekannt war für die außergewöhnliche Qualität ihres Blätterteigs, der *mil folhas*, die tausend Blätter der Pasteten ergaben sich dem Gaumen, knusprig waren die Blätter dieser mit süßer Eiercreme gefüllten Bücher, und lauwarm, so ganz das Rechte für die jugendliche Völlerei. Etwas später wunderte sich niemand im Haus, dass Arminda jeden Nachmittag wegging. Sie sagte niemandem, wo sie hinging, mit wem und wann. Nur der Patin, versteht sich. Sie wusste von Armindas Verabredungen, die fortan zur Gewohnheit wurden, aber nicht genau, mit wem sie sich traf. Anfangs waren es zufällige Treffen. Derart zufällig, dass nicht einmal ein naives, törichtes Kind an diesen angeblichen Zufall geglaubt hätte. An diesem bestimmten Freitag, an dem Arminda einwilligte, eine Runde im Auto mit ihm zu drehen, der Franzose besaß einen Wagen, war ihre Freundin empört und weigerte sich mitzufahren. Die Frauen stiegen nicht einfach so zu den Männern in einen Wagen, allenfalls in Begleitung einer weiteren, älteren Frau oder des Vaters. Doch Arminda lachte über dieses Vorurteil und stieg ein.

Ein Hochgefühl, im Auto so dahinzufahren. Für die Normalsterblichen war das Auto zu der Zeit etwas Un-erreichbares.

Pierre nahm sie mit an den Strand von Albarquel. Und in Albarquel küssten sie sich erstmals. Und dort bat er sie auch um die Ehe. Und dort in Albarquel bat er sie gleichfalls um eine vorgezogene Hochzeitsnacht. Was wäre dabei? Schließlich wären sie bald Mann und Frau. Und wenn sie ihm nicht vertraute, wie konnten sie dann heiraten?

Arminda hörte ihm hingerissen zu. Sich geliebt zu fühlen von einem Mann, der älter war als sie, schmeichelte ihr. Sich als Objekt der Begierde dieses blonden, gebildeten Wesens zu fühlen, eines großen Mannes mit hellen Augen, zärtlich und höflich, war der Gipfel des Glücks.

✱

In der Fabrik des Franzosen gab es im hinteren Bereich einen Raum, zu dem niemand Zugang hatte. Es war eine Art Archiv, eine irgendwie merkwürdige Sache, denn es stand dort in völlig unpassender Umgebung ein Diwan. Ein Diwan inmitten buchhalterischer Aufzeichnungen war wie ein Bund Koriander in einem Strauß Rosen, es ergab keinen Sinn.

Böse Zungen hatten einst versichert, Pierres Vater schleppe seine Geliebten dorthin ab. Später verstummten diese Informationen, vielleicht weil der Vater Angst hatte, entdeckt zu werden, so sehr hielt sich das Gerücht, das schließlich keines war.

Pierre hatte einen Schlüssel zu dieser Kammer, und dorthin schleppte er Arminda an einem heißen Freitagnachmittag, an dem es keinen Fisch gab. Verlassen wirkte die Fabrik noch finsterer und melancholischer als sonst. Die Fabriken

hatten keine festen Arbeitszeiten. Sie öffneten zum Rhythmus der Gaben aus dem Meer. War das Meer großzügig und schenkte es den Trawlern tonnenweise Sardinen und Makrelen, wurde die Maschine zur Konservierung geschmiert und begann endlos und phrenetisch zu arbeiten.

Endlos, Herrgott. Endlos, bis eben Schluss war, denn später gab es vielleicht tagelang wieder keinen Lohn.

An jenem Nachmittag stand alles still. Das Meer war geizig, die Sardine misstrauisch.

Sie kamen herein und taten alles, was getan werden musste. Pierre verschaffte sich Genugtuung für diese Erinnerung an die Brust des Mädchens, die in der Karnevalsnacht auf dem Ball im Club unfreiwillig für wenige Sekunden in seiner Pranke gelandet war.

Sie wiederholten es, sooft es möglich war und das Meer es ihnen erlaubte.

Die Jungfräulichkeit war in jenen Jahren in Portugal ein absoluter Wert. Es war unmöglich, ihn zu relativieren. Eine Frau, die ihre Jungfräulichkeit verloren hatte, hatte ihr Gütesiegel verloren, und damit verlor der potentielle Ehemann den Nachweis seines ausschließlichen Anrechts, wenn er eine Frau in Besitz nahm, die keine Jungfrau mehr war. Es gab genügend Lumpen, die eine Frau nach vorehelichem Verkehr unter dem frommen, würdigen Vorwand sitzenließen, die verlassene Braut sei keine Jungfrau mehr. Hatte sie sich mit ihnen eingelassen, konnte sie sich ebenso gut mit anderen einlassen.

Perfide Zeiten, in denen dies regelmäßig zu hören war und niemand etwas zugunsten der Frauen vorbrachte. Niemand ist vielleicht übertrieben. Die eine oder andere Stimme erhob sich zur Verteidigung und verwies auf dieselben

Rechte für beide Geschlechter. Doch es dauerte bis zu den 60er Jahren, bis die Jungfräulichkeit allmählich die ideologische Bürde einer männlichen Trophäe verlor, die ihr Verlust darstellte.

An dem stillen Nachmittag, an dem die Tür aufging und man Arminda im spitzenbesetzten Mieder antraf, wie sie sich gerade anzog, endete die Romanze. Aus.

Der Vater hatte gehant, dass sein Sohn sich dort herumtrieb. Beim Stelldichein, das der beschämenden Entdeckung vorausging, hatte Arminda den Diwan noch glattstreichen wollen, doch Pierre hatte sie liebenswürdig am Arm gefasst und rasch in den heißen Nachmittag hinausgeführt, der über dem Fluss herabfiel, mit aller Pracht des schon fortgeschrittenen Tages.

Der verräterische Diwan blieb zerfurcht zurück und kündete von heimlichen Treffen.

Der Vater des Franzosen, Senhor Lefaible, hatte geglaubt, die Partnerin des Sohnes wäre eine Arbeiterin. Schon öfter hatte er ihm verboten, sich mit den Frauen aus der Fabrik einzulassen. Die ersten Male hatte er weggesehen. Nach wiederholten Beschwerden aber war er es leid. Er hatte mit dem Sohn geredet, ihn angeschrien und ihm nachdrücklich untersagt, sich an eine der jungen Frauen in den Bankreihen heranzumachen. Danach war es zur Schwangerschaft der anderen gekommen. Ein Idiot, ein ausgemachter Trottel, zu nichts zu gebrauchen.

Er hatte zwei Arbeiterinnen dazu ausersehen, den Sohn zu überraschen, zwei Vorarbeiterinnen, die der Szene schweigsam und beschämt beiwohnten, die Augen auf den Boden gerichtet. Sie sollten ihm sagen, wer die Frau war, die er auf der Stelle entlassen würde, die Hure.

Es war nicht die plötzliche Entdeckung des heimlichen Nests, was Arminda am meisten zu schaffen machte. Keineswegs. Das Schlimmste an dem ganzen Affentheater war vielmehr, die Furcht in Pierres Gesicht zu sehen, die Angst eines kleinen Jungen ohne jegliches Rückgrat. Die Angst und das Schweigen danach. Im Nu zog er sich an und verschwand. Sie hörte den Vater noch laut und deutlich in korrektem Portugiesisch sagen, willst du noch eine schwängern, du Idiot ...

Rasch verbreitete sich die Nachricht in der gesamten Stadt. Mit erschöpfenden Details und grellen Ausschmückungen, die sensationsgierige, erfindungsreiche Mäuler ergänzten. Arminda nackt, Arminda, mitten im Akt, Arminda, wie sie weint, der Franzose, wie er schreit, Arminda nackt, nackt unter dem Franzosen.